

Anfänge in Braunschweig - Normandie – Anne – Totgeburt

Während des Wintersemesters sagte mir Rudolf Daudert, dass Gerhard Gollwitzer die Absicht habe, mich als Assistenten zu nehmen, wenn er die Stelle bewilligt bekäme. Zur gleichen Zeit bekam ich Besuch von Jürgen Weber, der für seinen ‚Lehrstuhl für Modellieren und Aktzeichen‘ in der Architekturabteilung einen Assistenten suchte. Ich wusste, dass Karl-Henning Seemann schon dort war, der mir als Kollege interessant zu sein schien. Außerdem wollte ich gern einen Standortwechsel vornehmen. Mir erschien es als selbstverständlich, dass Weber mich nahm. Erst später merkte ich, dass er auch andere Besichtigungsbesuche gemacht hatte. Also zogen wir im SS 1965 nach Braunschweig um. Weber bot mir an, bis wir eine Wohnung hätten, so lange bei ihm im Gästezimmer zu wohnen. Ich nahm ihn dafür mit der Isetta mit in die TH.

Am ersten Abend, als ich gerade einschlafen wollte, erscholl durch die dünnen Wände ein markerschütterndes keifendes Geschrei Jürgen Webers, aus dem heraus ich nur verstand „Der Seemann mit seinem abstrakten Getue ...“, und am nächsten Morgen sagte mir Frau Weber erklärend, ihr Mann habe gestern Abend eine eigene Figur wieder zerstört. Seemann hatte eine Kuh im Stil von Heiliger aufgebaut, bei dem er ja Schüler gewesen war. Vielleicht hatte Weber daran gedacht. Im Übrigen war sein Lehrkonzept systematisch durchdacht und gliederte sich in kubische Kompositionen und keramische Hohlformen. Im Hof der Grotrianschen Klavierfabrik, in der die TH Räume angemietet hatte, gab es im Sommer einen Steinkurs.

Durch den Kontakt zu den Studenten hatte ich die Isetta in einen Lloyd 600 eingetauscht, mit dem wir in den Semesterferien wieder nach Frankreich fuhren. Die Familie Heuzey hatte in der Normandie in Commes nahe bei Bayeux einen Bauernhof mit Wasserversorgung durch einen Brunnen. Hierher fuhren wir, um die Normandie näher kennenzulernen. Eva hatte uns aus dem größeren Werk „Die Romanik in Frankreich“ von Marcel Aubert das Bändchen Normandie geschenkt, das uns als Leitfaden diente. Eine für uns spannende Entdeckung war die von Wald umgebene Kirche von Taon. Sie war intakt, aber verlassen, weil vor Jahrhunderten hier die Pest die Einwohner vertrieben hatte. Höhepunkte waren natürlich Caen und die Tapiserie von Bayeux. Madame Heuzey war eigens aus Paris angereist, um uns zu bekochen. Was sie kochte, war sehr delikates, und sie freute sich über meinen Appetit. Die Heimfahrt von der Normandie nahmen wir

durch das Moseltal, das mich so begeisterte, dass wir danach noch eine Woche dorthin fahren um zu zeichnen. Die Tage mit Madame Heuzey waren die letzten gewesen, an denen wir mit ihr zusammen sein konnten. Unsere Begeisterung für die romanische Skulptur hatte sie inspiriert, uns den Gesamtband von Marcel Aubert zu kaufen. Sie konnte ihn uns aber nicht mehr selbst geben, weil sie durch einen tragischen Unfall umgekommen war. Ihr Mann hatte mit dem Deux-Chevau auf einer vierspurigen Straße gewendet. Die hinten sitzenden Töchter hatten schwerste Verletzungen. Ihre Psyche war von dort an gestört. Der umfangreiche Band hat uns aber 1966 zur großen Romanik-Fahrt angeregt.

Zum Wintersemester 1965 beendete Seemann seine Assistententätigkeit und etablierte sich als freier Bildhauer. Dadurch konnte ich sein Atelier und den Übungsraum für Studenten in der Grotrianschen Fabrik übernehmen. Dazu gehörte auch der Vorplatz, auf dem Karl-Henning im Sommersemester einen Steinkurs gehalten hatte, den ich übernahm. Am Anfang kam ein Lastwagen mit verschieden großen Muschelkalk-Rohlingen aus dem Elm, einem kleinen Waldgebirge. Dann konnte jeder Student einen herausuchen und mit Stahllineal und Winkel einen Kubus daraus hauen, dazu ein kleines Modell machen und daraus eine Skulptur schlagen. Mit den Kursen im Grotrian-Gebäude war ich ein Stück weiter entfernt vom Sekretariat, wo Weber residierte. Zur Beginn des WS1965/66 kam aus Berlin Richard Hess, auch Heiliger-Schüler, aber befreundet mit Waldemar Grzimek, zu dem Richard als Assistent gehen wollte, sobald jener in Darmstadt eine Professur bekommen würde. Richard hatte den Übungsraum mit dem kleinen Atelier nahe dem Sekretariat bezogen, wo er von Weber leicht kontrollierbar war. Weber erwartete von seinen Assistenten, dass sie ganztägig in ihrem Atelier waren und jederzeit zu Korrekturen bereit. Richard aber hatte Heimweh nach Berlin und fuhr nach Möglichkeit jedes Wochenende dorthin, was Weber nicht passte. Die Studentenzahlen, die betreut werden mussten, lagen in beiden Übungsräumen bei über fünfzig. Weber hielt jeden Montagmorgen eine gestalttheoretische Vorlesung und stellte Übungsaufgaben, deren Ergebnisse wir zusammen bewerteten.

Romanik- Fahrt nach Frankreich (1966) und Schweden (1967)

In den Sommer-Semesterferien 1966 starteten wir eine große Frankreichfahrt, diesmal mit einem VW-Käfer und mit Zelt, das wir täglich auf- und abbauten. Nachdrücklich in Erinnerung ist mir geblieben, wie wir in Paray-le-Monial im taufeuchten langen Gras das Zelt zusammen legten, um dann durch brüllende Mittagshitze Kurven bergauf fahren, um schließlich am Abend in Clermont-Ferrand anzukommen. Nach dem Band von Marcel Aubert hatte ich einen Plan gezeichnet, mit dem wir vor allem die romanische Skulptur aufsuchen wollten. Die Tour begann zunächst in Besançon. Dort zelteten wir auf dem hoch gelegenen Ufer des Doubs. Danach kamen wir nach Dijon, wo wir keine wesentliche Romanik, dafür aber strahlende Gotik fanden. Aber dann gab es Entdeckungen, die nachhaltig im Gedächtnis blieben. Eine Kirche, die ich auch später immer wieder aufgesucht habe, ist St. Philibert in Tournus mit ihren monumentalen zylindrischen Pfeilern und den im Mittelschiff quergelegten Tonnen oder die wunderbaren Kapitelle in Autun. Die Besichtigungs-Fahrt dauerte zunächst drei Wochen, während der wir romanische Kostbarkeiten in einundfünfzig Kirchen besichtigten. Vézelay und Autun, Conques und Cluny, Périgueux und Toulouse, Serrabone und St. Michel de Cuxa sind die wesentlichen Orte, ebenso Kirchen der Auvergne, etwa in St. Nectaire oder Issoire, Le-Puy-en-Velay. Den Abschluss der Reise bildete noch eine Woche am Strand von Argelès-sur-mer. Dort zelteten wir neben einem französischen Dauercamper, der uns abends zu einem Apéro, bestehend aus einem Muscadet, einlud. Ein häufiger Aperitif, den wir damals tranken, war der allgegenwärtige bittersüße ‚Byrrh‘. Die Rückfahrt nahmen wir über Avignon und fuhren durch die Schweiz bis nach Tübingen zu Eva und Jürgen.

Durch den Unfall der Familie Heuzey war die Verbindung dorthin unterbrochen. Dennoch besuchte uns die jüngere der Töchter. Anne war ein Jahr älter als Barbara, und beide hatten sich während Barbaras Aupair-Zeit angefreundet. Sie war durch den Unfall und den Tod ihrer Mutter noch immer traumatisiert, als sie zu uns 1967 nach Braunschweig kam. Mit ihr fuhren wir zu Eva und Jürgen in Kopenhagen, wo Jürgen an der Universität eine Gastprofessur hatte. Ich selbst war begeistert von der Stadt, den vital gewachsenen Buchen mit bauchig gewölbten Stämmen im Park von Schloss Fredensborg, die ich mehrfach skizzierte. Von Kopenhagen aus haben wir auch Helsingør besucht, gegenüber

der Fähre Helsingborg, wo ich ebenfalls zeichnete. An Kopenhagen habe ich noch immer als kleine Erinnerung eine inzwischen schon abgeblätterte kleine blau-gelbe Pfeffermühle aus dem Dansk Bolighus.

Wieder zurück in Braunschweig, fuhren wir nach Heidelberg, um Anne das Schloss zu zeigen. Im Atelier saß sie mir Modell zu einem Portrait, dem ihre Schwermut anzusehen ist. Wir haben sie noch einmal gesehen, als wir 1971 von den Loire-Schlössern zurück in Bièvre einkehrten, wo sie im Gärtnerhaus auf dem einstmaligen Besitz der Familie Heusey recht und schlecht mit ihrer Tochter wohnte, die von einem unbekanntem Italiener stammte. Es ist traurig, den Niedergang einer angesehenen Familie mit erlebt zu haben. Um die hohen Arzt- und Krankenhauskosten zu bezahlen, konnten sie ihr schlossartiges Anwesen in Bievre nicht halten und haben es an eine amerikanische Sekte verkauft. Teile des Parks mit dem Gärtnerhaus gehörten ihnen noch. Dieses Haus verkam allmählich zur Ruine.

Unsere Wohnsituation entwickelte sich langsam. Wir hatten anfangs eine kleine Wohnung in der Adolfstraße, später bezogen wir einen ehemaligen Laden an der Gliesmaroder (oder Berliner) Straße, durch die dicht am Haus die Tram vorbeifuhr und in dem leeren Laden für ausreichenden Hall sorgte. In ihr sollten wir die Dramatik einer Totgeburt erleben. Barbara war im siebenten Monat schwanger, als plötzlich das Fruchtwasser austrat. Ich musste sie schnell in die Klinik bringen. Der sie betreuende Gynäkologe war in Urlaub. Und das Ergebnis war ein lebensunfähiges Kind, total missgebildet, welches ich der armen erwartungsvollen Mutter mitteilen musste. Als Folge der Geburt hatte sie eine Thrombose, die jahrelang eine weitere Geburt verhinderte.

Der Lärm der Straßenbahn in unserer Wohnsituation war gewöhnlich sehr störend, drängte sich aber eines Tages in einen morgendlichen Traum, den ich deshalb behalten habe, weil ich von Kunst träumte. Ich stieg von einer befahrenen Brücke herab in ein Gartengelände, in dem ich mich umgeben sah von plastischen Gebilden, die eigentlich lineare Grafiken von Paul Klee waren. Es waren Flächen oder Körper.

Erst nach Monaten, als am Waldrand vom Ulenbusch in Querum ein Neubaugebiet erschlossen wurde, fanden wir dort eine passende Wohnung.

Ein besonderes Kapitel war die Beziehung zu Jürgen Weber. Er war neun Jahre älter als ich und betonte als Chef seine Richtlinienkompetenz. Dabei konnte er manchmal ganz kameradschaftlich sein, so dass er die Distanz vermissen ließ, etwa wenn wir zusammen in die öffentliche Sauna gingen, wo wir eines Tages aus dem ‚Lehrstuhl für Modellieren und Aktzeichnen‘ den ‚Lehrstuhl für elementares Formen‘ machten. Er konnte von einem Augenblick zum nächsten ein jähzorniges Geschrei als Machtmittel einsetzen, um den Gegner zu verschrecken. Als er durch das Außenministerium in Bonn den Auftrag erhielt für das Kennedy Memorial Zentrum in Washington zwei riesige Reliefs zu machen, fuhr ich ihm mit einem VW-Bus die Modelle nach Bonn, wo sie vorgestellt werden mussten. Dort gingen wir abends in ein Zimmertheater, wo wir Borcherts ‚Draußen vor der Tür‘ sahen.

Durch die großen Relief-Aufträge blockierte er in der Halle die in ihr geplante Einrichtung des Lehrstuhlgebäudes. Zugleich hatte er noch einen kleinen Auftrag für einen Wolken-Brunnen, den er mich bat, nach seinem Modell neben ihm in der Halle aufzubauen, damit er dort einen Blick darauf haben würde. Das Thema fiel mir leicht, weil ich ohnehin dabei war, in meinem Atelier eine auf zwei Fingern balancierte Wolke aufzubauen, deren Gipsfassung ich in der Galerie pro Arte in Delmenhorst Ende 1968/Anfang 69 ausstellte. Das war das Ergebnis einer Schwedenreise im Sommer 1967. Durch den Studenten Harald Wolf hatten wir die Möglichkeit erhalten, ein paar Tage mit ihm in einem Holzhaus an einem See in Mittelschweden zu verbringen, wo wir Krebse und Hechte fingen. Die Spiegelung der Wolken vermittelte den Eindruck, man könne sie mit Händen greifen. Das führte schließlich zur Idee dieser Skulptur, die ich später in Beton ausführte, wobei die Wolkenform mit Glasfaserverstärkung ausgeführt ist. Die Fahrt geschah gerade in der Zeit, als in Schweden der Linksverkehr auf Rechts umgestellt wurde. Da wir uns an Harald Wolf hielten, hatten wir keine Schwierigkeiten, gegen die auf der Straße schon angebrachten neuen Richtungszeichen zu fahren.

TBC-OP (1968) – Ausstellung Berlin (1968/69) – Giglio – letzte OP (1970)

Jürgen Weber war inzwischen an seinem Zweiten Relief und arbeitete wie ein Wilder. Damit er ununterbrochen seiner Arbeit folgen konnte, habe ich Beispiele für studentische Aufgaben entwickelt und ihm zur Absegnung hingebracht. Ende 1967 lag er in Göttingen in der Klinik, und ich vertrat ihn im Lehrstuhl und hielt Vorlesungen. Aber ich konnte selbst nicht mehr schmerzfrei laufen. Weber war Weihnachten zurück aus der Klinik. Wir gaben alternierend Akt-Korrekturen. Ich musste schon sitzen, er musste noch sitzend korrigieren. Die anschließende Untersuchung meiner Beschwerden ergab einen TBC-Abszess., der sich erneut gebildet hatte.

Ich musste also wieder zur Operation in die Klinik, zunächst in Braunschweig. Der Operateur schilderte mir, wie die TBC-Masse sich im ganzen Oberschenkel und im Gesäß verteilt habe. Er vernähte die Wunde nicht und ließ einen Drain mit angeschlossenem Gefäß darin liegen. Nun hatte ich aber zur gleichen Zeit, im Februar 1968, meine erste größere Ausstellung im Verein Berliner Künstler. Richard Hess und Barbara haben das Ausstellungsgut in Bahnbehälter verpackt, in Berlin ausgepackt und die Ausstellung aufgebaut. Zwei Tage nach der Entlassung aus der Klinik mit Drain und verbundener Wunde bin ich dann mit Barbara im VW bei Eis und Schnee durch die Schikanen der Grenzkontrollen zur Eröffnung nach Berlin gefahren und habe dort mit Krückstock herum gestanden.

Während der Ausstellung versuchte ich, Kontakte zu knüpfen und besuchte mit einer Mappe Ben Wargin, der seine Galerie nicht weit entfernt von meiner Ausstellung hatte. Als er meine Arbeiten sah, meinte er „Een Realismus is zur Zeit nich drin“. Im Raum nebenan jedoch hatte er eine Ausstellung mit sozialistischem Realismus und den Besuch einer russischen Kommission, zu der er sich recht servil verhielt. Das Generalthema meiner Arbeiten in den sechziger Jahren war ‚Figur und Landschaft‘, resultierend aus der Erkenntnis, dass wir aus der Erde kommen und in sie wieder zurück gehen. Aus der Zeit stammen u.a. ‚Venus und Pflanze‘, ‚Die Herbstfrau‘, die ‚Akteure‘ der kleine ‚Golem‘, die große Wolke und die ‚Wolkenweiber‘.

Richard Hess, dessen Empfehlung ich die Ausstellung verdanke, verließ 1968 den Lehrstuhl in Braunschweig, um – wie geplant – Assistent bei Waldemar Grzimek

in Darmstadt zu werden. Statt seiner kam Axel Seyler, ein Schüler von Gustav Seitz in Hamburg, den wir zusammen mit Axel auch einmal dort besuchten und Boccia spielten.

Mein Arzt hatte empfohlen, mit meiner allmählich heilenden Wunde, im Sommer ans Mittelmeer zu fahren, denn das Salzwasser könne eine heilende Wirkung haben. Nichts lieber als das! Wir nahmen die alten Verbindungen wieder auf und durften zu zweit das Battino beziehen. Es war eine wunderbare Zeit. Tag und Nacht hatten wir die Seitenwand zur überdachten Terrasse hoch geklappt und haben fast im Freien geschlafen. Wir hatten die lieben Nachbarn Pietro und Anna Buttarelli nebenan auf ihrem Grundstück, wo sie demnächst bauen wollten. Unsere Italienisch-Kenntnisse hatten sich schon gebessert, weil wir an einem Volkshochschulkurs teilgenommen hatten. So konnten wir uns bei den gegenseitigen Besuchen unterhalten. Pietro hatte inzwischen ein Boot angeschafft und machte mit uns eine Inselrundfahrt. Da das Battino oberhalb der Arenella lag, war sie auch unsere häufigste Badebucht. Wieder zurück in Braunschweig war mein Arzt glücklich zu sehen, dass sich die Wunde tatsächlich mit einer transparenten Haut geschlossen hatte.

Im Wintersemester haben wir nochmals unseren Italienischkurs fortgesetzt, und da ich wegen meiner TBC den Steinkurs nicht mehr abhalten konnte und stattdessen die keramische Hohlform unterrichtete, hat Barbara mit ihren keramischen Kenntnissen die Studenten zu Glasuren beraten. Nach den guten Erfahrungen in Italien wollten wir auch 1969 wieder auf die Isola del Giglio und haben die Route über Frankreich gewählt, um die Riviera kennenzulernen. Allerdings fiel beim Grenzübergang bei Ventimiglia die Zündung aus, und wir mussten den Wagen über die Grenze schieben. Am Abend suchten wir einen Zeltplatz auf, und das erste was wir sahen, war ein Schild, welches hinwies auf ‚Würstel con Krauti‘ ,ein Zeichen, dass der deutsche Tourismus hier angekommen war. Dort parkten wir so, dass wir am nächsten Morgen mit Gefälle starten konnten und fanden in Savona eine VW-Werkstatt. Inzwischen war uns die Via Aurelia, die ab La Spezia der Küstenlinie folgte, sowie das Einschiffen in Porto Santo Stephano vertraut. Wir waren voller Vorfreude auf die Insel.

Pietro und Anna waren dabei, ihr Haus zu vollenden, und wir nahmen teil an der Einweihung. Es floss der Wein in Strömen und Barbara behauptete später, ich

hätte ihm so zu gesprochen, dass ich am nächsten Tag im Bett liegen geblieben sei. Vermutlich nahm auch Adone daran teil, der verlässlich die Weingärten rings um das Häuschen des Professore versorgte und morgens, wenn wir mit der Gießkanne duschten, von fern einen scheuen Blick herüber warf.

Eines Nachts hörten wir auf dem Dach verdächtige Geräusche eines Tiers, das darüber lief, offenbar in die außen an das Battino angehängte Gerätekammer. Aber wenn wir tags darauf nachschauten, konnten wir nichts Verdächtiges entdecken. Doch eines Nachts erwachte ich und spürte auf der Decke zwischen meinen Beinen ein kleines weiches Gewicht. Ich ergriff schnell die nebenan auf dem Tisch liegende Taschenlampe, knipste sie an und blickte in das interessierte Gesicht einer Katze. Die war fortan unser Haustier.

Die nächtlich wiederkehrenden Geräusche führten dazu, die Gerätekammer einmal zu durchsuchen, denn es befand sich darin allerlei Gerümpel. Ganz hinten in der Ecke fanden wir einen Stapel von Decken und dazwischen die Hinterlassenschaften und Reste ganzer Generationen von Ratten, auch noch eine von Ungeziefer angefressene Mumie. Da unsere Katze die Ratte nicht fing oder vertrieb, musste ich in dem kleinen Gehäuse eine Rattenfalle aufstellen. Als wir an einem Abend im Dunkeln aus dem Porto zurück kamen, fanden wir in der Falle eine noch lebende Ratte. Um das Tier zu erlösen ergriff ich den daneben stehenden Vorschlaghammer und schlug gegen meinen inneren Widerstand zu.

Schön ist die Erinnerung daran, wie Barbara und ich uns den Weg durch Ginstergesträuch auf die Pagana bahnten. Das ist der höchste Gipfel der Insel, genau 498 Meter über dem Meer. Wir fanden damals dort oben einen Steinblock zum Sitzen, und natürlich hatte man von dem einen weiten Blick im Osten zum Festland mit dem Monte Argentario im Westen bis Monte Christo, im Norden bis Elba. Im Süden lag Giannutri.

Etwas das sich auch wiederum in dem Raum zwischen Giglio und der Bucht von Talamone ereignete, war eine Tromba Marina. Ähnlich wie ich sie schon einmal erlebte, entwickelte sie sich diesmal unter der dichten Wolkendecke als dunkler Schlauch vor der morgendlichen Aufhellung im Osten in großer Entfernung.

Für 1970 hatten wir große Pläne. Unsere Italienisch-Lehrerin hatte uns angeboten, an der Ausländer-Universität in Perugia unsere Studien fortzusetzen. Aber leider wurde nichts daraus. Die TBC brach im Sommer wieder aus, diesmal

mit Fieber, und die Wunde sonderte wieder ihr Sekret ab. Der Chef der Chirurgie war einigermaßen ratlos, operierte wieder, sagte, er habe alles umgegraben, es sei bodenlos. Merkwürdigerweise hatte ich schon immer die Narkose gut vertragen. Aber diesmal besonders, denn als ich abends hell wach wurde, griff ich sofort nach dem Villon-Bändchen in der Nachdichtung von Paul Zech und fing an darin zu zeichnen – Grundstock der später entstehenden Serie. Das DTV-Bändchen hatte mir Sigrid Glöggler 1963 zu Weihnachten geschickt. (Erst viel später erfuhr ich aus dem Internet, dass sie bereits gestorben war.) Auch diesmal wurde die Wunde bei der Operation nicht genäht, aber sie wollte wochenlang nicht zuheilen.

Natürlich hatte der erneute Ausbruch der Krankheit Auswirkungen auf den Lehrbetrieb. Denn das bedeutete wieder lange Krankheitsausfälle. Axel Seyler als alleiniger Assistent hätte die Menge der Studenten nicht bewältigt. Jürgen Weber war durchsetzungsfähig genug, sich einen weiteren Assistenten bewilligen zu lassen, der während meiner Abwesenheit kam, es war Bernd Altenstein, den ich noch von Stuttgart her kannte. Er hatte zu denen gehört, die ich in der Grundklasse mit Zeichnen betreut hatte und die darunter gelitten hatten, dass ich ihnen ein konstruktives Blatt abverlangen musste. Dessen ungeachtet freundeten wir uns an, auch weil wir bildhauerisch ähnliche Ziele verfolgten.

Ich lag also immer noch im Krankenhaus in Braunschweig, es dürfte September gewesen sein, als mein Arzt auf die Idee kam, mich in ein Landeskrankenhaus in Malente zu überweisen, das einer der wenigen noch vorhandenen TBC-Spezialisten leitete, ein Prof. Carstens(en).

Das erste, was gemacht wurde, war, die Wunde nochmals neu nachzuschneiden und wieder offen zu lassen. Sie wurde sorgfältig verbunden und ich durfte, ja sollte damit aufstehen und herumlaufen. Wenn Barbara mit unserem VW-Variant angefahren kam – sie hatte 1968 den Führerschein gemacht – konnten wir zusammen spazieren gehen. Einmal machten wir eine Partie mit dem Ruderboot auf dem Kellersee, als uns mittendrin eine schwimmende Natter begegnete. Die meiste Zeit nutzte ich zeichnend, das Frühstück vor und nach dem Essen, die üppigen Wurzeln alter Buchen am Wegesrand, erste Bleistiftfassungen der Villon-Arbeiten. Im November sollte ich entlassen werden. Die Wunde war bis auf eine kleine Fistel verheilt. Das machte mich misstrauisch,

aber die Stationsärztin hielt dagegen, ich solle nur Geduld haben, dies würde schon noch verheilen. Ich sollte mich aber wegen des Medikaments Rifampizin, das ich lange genommen hatte, in Braunschweig einmal einem Internisten vorstellen. Der attestierte mir einen mittelschweren Leberschaden mit der Auflage, vor allem Schwarzbrot und Quark zu essen.

Als ich eine Woche nach der Entlassung wieder duschte, brach die Wunde auf, und eine zähe gelbe Flüssigkeit lief am Oberschenkel herab. Ich habe sofort mit Malente telefoniert und wir sind postwendend wieder hingefahren. Uns empfing der Röntgen-Facharzt, der sich gleich an die Untersuchung machte. Ich konnte verfolgen, wie er mit der Sonde in der Wunde spazieren ging. Es schmerzte nicht, weil alles taub war. Ich erinnerte mich, dass schon in Braunschweig versucht worden war, mit Kontrastmittel den Weg zum Herd zu finden, was damals nicht gelang. Der Weg des Sekrets durch das Gewebe war ‚semipermeabel‘, also nur von einer Seite zur anderen laufend und nicht zurück. Die Operation wurde aufgeschoben. Offenbar verhinderte zunächst der Leberschaden den baldigen Eingriff.

Was dann folgte, war wieder ein nachhaltiges Erlebnis. Denn ich kam endlich zur Operation. Aber mitten in der Narkose vernahm ich ein silberhelles Hämmern – wie einstmals auf dem Steinplatz und dumpfe, schmerzlose Schläge gegen den Körper, und ich kam mir vor, als könne ich mich von oben betrachten. Ich hörte auch Gesprächsfetzen, ob ich als Dreiunddreißigjähriger noch die Chance hätte, dass die Sache ausgeheilt würde. Natürlich wollte man meine Wahrnehmungen nicht wahr haben, ich hätte ja auf den Zuruf die Augen zu öffnen nicht reagiert. Aber es geschah ein Wunder, der Zweifel der Ärzte wurde widerlegt. Wahrscheinlich hatte der Röntgen-Arzt den richtigen Hinweis auf den Herd am Trochanter gegeben, von dem man ein Stück abgestemmt hat. Nun ist seit über fünfzig Jahren die TBC ausgeheilt.

Korrespondenz mit Gollwitzer

Ehe ich Ende Januar 1971 entlassen wurde, ist noch die Fahrt in einen kurzen Weihnachtsurlaub nach Hause zu erwähnen, die wir in Hamburg unterbrachen, um bei Hartlib Rex in seiner Galerie für Realismus eine kleine Skulptur abzuliefern. In der letzten Zeit des Klinikaufenthaltes korrespondierte ich mehrfach mit Gerhard Gollwitzer. Briefe, die mir jetzt seine Tochter Christiane knapp fünfzig Jahre nach der Haushaltsauflösung ihrer Eltern schickte, sind noch erhalten. Das erste Schreiben vom September 1970. Dieser Brief existiert nur teilweise und spiegelt die damalige politische Zeitstimmung, die der heutigen gleicht.

Lieber GeGe,

über Deine Karte zu meiner Ausstellung habe ich mich sehr gefreut und ich danke dir herzlich. Eigentlich hatte ich Dir prompt aus Italien antworten wollen, wo wir die Absicht hatten, unseren Urlaub zu verbringen. Kurz vor unserer Abreise jedoch machte mir meine alte TBC einen Strich durch die Rechnung. Nun sitze ich also nach einer Operation schon geraume Zeit hier in der anmutigen Holsteinischen Schweiz, um Pillen und Spritzen zu konsumieren.

Das Krankenhaus liegt ganz reizvoll auf dem Hügel oberhalb eines Sees, und von meinem Zimmer blickt man auf einen bewaldeten Höhenzug. Soweit sieht alles ganz friedvoll aus. Aber die Stimmung hier ist leider zum Kotzen. Die Flure werden bevölkert von den ‚Aufstehpatienten‘, die eine Atmosphäre rechtstendenziöser Krankenhaus-Kumpanei verbreiten. BILD ist Trumpf. Unten im Hause gibt es einen Zeitungsstand, an dem außer fünfzig Magazinen und Illustrierten nur solche Tageszeitungen zu haben sind wie die National- und Soldatenzeitung, der Bayernkurier, BILD, diverse Abendpostillen, Die Deutsche Bauernzeitung und als gehobenes Blatt Die Welt.

Dieser Querschnitt spiegelt auch die Ansichten und Meinungen wider, die hier umhergehen. Es ist kaum vorstellbar, welche Borniertheit, was an Vorurteilen, Klischees und Ressentiments da hervorkommen. Man ist stolz darauf, unpolitisch zu sein, man gibt sich national, ist für Springer (‚der Mann hat’s wenigstens zu was gebracht‘). Immer wieder müssen Hitlers Autobahnen und die Beseitigung der Arbeitslosigkeit zur Rechtfertigung großdeutscher Taten herhalten. Man ist (wörtlich) 150% gegen Kommunisten, kennt aber keinen persönlich und findet’s

zu Haus doch am besten („da kann einer sagen was er will“). Argumenten wird damit begegnet, dass die Russen wieder die deutschen Frauen vergewaltigen werden und dass Brand und Wehner ja gar keine Deutschen sind etc.

Ein zweiter Brief folgte, als ich erfuhr, dass er einen Schlaganfall erlitten hatte, darauf gehe ich ein in einem Brief vom 13.01.1971. Hier begeistere ich mich über die Buchen in Malente:

Lieber GeGe,

vielen Dank für Deine Karte! Die Nachricht darauf hat mich allerdings schockiert. Hoffentlich hast du nun die härtesten Auswirkungen hinter Dir. Ich wünsche Dir insofern für den immer noch beträchtlichen Teil des begonnenen Jahres, dass du alle Schwierigkeiten verkraftest und in einen normalen Lebensablauf zurück findest.

Erfreut hat mich die Nachricht, dass Dich eine Vortragsreihe nach Hannover, also in unsere Nähe, geführt hat, wenngleich sie wegen der Begleiterscheinungen alles andere als erfreulich für Dich verlaufen war. Solltest Du wieder einmal aus solchem Anlass in unsere Gegend kommen, würde ich gern eine Nachricht darüber haben. Freilich diesmal hätte ich nicht herüber kommen können, um Dich zu begrüßen. Wie Du am Absender siehst, bin ich noch immer in dieser anmutigen Gegend, allerdings auf einer anderen Station in einem ruhigeren Zimmer. Nach einem zweiten Eingriff im Oktober war Anfang Oktober eine dritte umfangreichere Operation gefolgt. Man hat dabei einen Knochenherd gefunden und entfernt und, wie ich mit dem Arzt gemeinsam hoffe, das Grundübel ausgerottet. Nun werde ich voraussichtlich noch bis Ende Januar hier absitzen, um im Bewegungsbad und auf Spaziergängen die nachoperativen Beschwerden allmählich zu überwinden.

Als ich schon im Herbst hier die ersten Spaziergänge unternahm, haben mich allenthalben die urigen Buchen begeistert, die an Plastik alles in den Schatten stellen. Ich hatte Buchen immer für glattstämmige, gerade gewachsene Bäume gehalten, die zum Wald vereinigt zwar erhaben, aber ziemlich gleichförmig und langweilig sind – abgesehen von Ausnahmen. Aber hier – wo Du hinschaust – findest du Individuen, geprägt an ihrem Standort, vom Winde gewirbelt und zerfetzt, am Hange die Wurzeln entblößt, die Stämme vielfältig gegliedert –

wahre Pfeilerbündel, aber organisch verbunden zu einer Einheit in unzählig variierten Übergängen. Es gibt Baumkronen, die aus der Ferne gesehen die unzähligen Abstufungen der Verzweigung bis in die äußersten Spitzen verfolgen lassen und die dann in der Gesamtheit zu einer großen und vollendet einfachen Form führen. Es zeigen sich bei näherer Betrachtung an denselben Bäumen wilde Verformungen, dort wo die Äste aneinander geraten sind, sich aneinander vorbei winden und sich umschlingen. Sie bilden Bewegungsabläufe, als wären sie aus elastischem, fügbarem Material.

Als ich die ersten dieser erstaunlichen Naturdenkmäler sah, die freilich nicht denkmalhaft hervorgehoben, sondern überall, auch an unscheinbaren Orten vorhanden sind und selten genug beachtet werden, erinnerte ich mich spontan an eine Rohrfederzeichnung in einem Deiner Zeichenbücher. Nun da Du schreibst, Du habest seinerzeit mit Deiner Frau hier eine Weile verbracht, kommt mir die Vermutung, die Zeichnung dieser Buche sei in dieser Gegend entstanden. Ich habe auch des Öfteren den Skizzenblock oder Fotoapparat mitgenommen und mich oftmals vor ein und denselben Objekten postiert, die mich immer wieder aufs Neue anspornten.

Selbstverständlich haben sich in dieser Zeit hier viele Ideen angesammelt, und ich brenne darauf, bald wieder die Auseinandersetzung mit dem Material aufzunehmen. Desgleichen wünsche ich Dir, dass du wieder zu Deiner Zufriedenheit wirken kannst.

Es grüßt Dich zusammen mit Deiner Frau sehr herzlich

Dein Eberhard Linke

Letzte OP (1970) – Ende TBC (1971) – Mallorca

Nach der Entlassung fühlte ich mich gesund wie auch sonst immer nach Krankenhausaufenthalt. Aber diesmal war ich es auch, und es ergab sich bald eine Reise nach Mallorca. Meine Quasi-Schwiegermutter Lucy hatte eine Freundin, Mull genannt und von den Kindern Tante Mull. Diese Freundschaft ist deshalb bemerkenswert, weil Lucys vor Zeiten verstorbener Mann die Mull geschwängert hatte und die daraus hervorgegangene Tochter Barbara etwa gleich alt war, wie Lucys eigenes zweites Kind Bettina. Sie waren also Halbschwestern. Besagte Mull hatte durch eine Erbschaft ein Vermögen erworben, von dem sie auf Mallorca sich ein Haus hatte bauen lassen.

Bis zum Sommersemester 1971 waren noch zwei Wochen Zeit, die wir zu einer Reise nutzen konnten, um Mull zu besuchen. Wir fuhren mit dem VW nach Düsseldorf und flogen zum ersten Mal mit dem Flugzeug. Das Erlebnis, über der Landschaft zu schweben, Wolkenfetzen vorbei ziehen zu sehen, bald unter den Wolken bald über dem Wolkenmeer zu sein, war so völlig neu für uns und ohne Routine. Als wir über Palma de Mallorca herein schwebten, war das Wetter grau und regnerisch. Aber als wir ausstiegen, überfiel uns ein subtropischer Hauch. Weiche Wärme umgab uns. Um das Haus herum empfing uns ein Duft wie von zwanzig Katern auf einmal, ein Duft den man nach einer Weile nicht mehr bemerkte. Ich weiß nicht, ob ihn manche Pflanzen verströmten. Mulls Haus stand damals noch ziemlich allein, nicht weit von der Bucht ‚Esmeralda‘, aber Anfang April brauchte man schon noch Überwindung, um ins Wasser zu springen. Einmal habe ich ein Thermometer hinter mir hergezogen. Es zeigte 14 Grad Celsius.

Um die Landschaft kennenzulernen mieteten wir einen FIAT 600 und haben damit einen Tag lang die Insel erkundet. Kolossal waren die Gebirge im Westen, die man von der Dachterrasse des Hauses in der Ferne sehen konnte, die nun hier mit ihren steil abfallenden Schluchten und Durchblicken zu den weit unten liegenden Stränden beeindruckten. Wir suchten die Kartause von Valldemossa auf, in der Chopin zusammen mit George Sand den Winter 1838/39 verbracht hatte, und besuchten die in den Bergen liegende Stadt Deja. Die nähere Umgebung von Mulls Haus erkundeten wir mit geliehenen Rädern und entdeckten dabei, dass die halb reifen, noch weichen Mandeln gut zu essen waren. Es war ungewöhnlich für uns, dass die Mandelblüte schon im Februar gewesen war. Im Hause gab es keine Heizung, deshalb versammelten wir uns in

der Abendkühle um den Kamin und tranken den spanischen Cognac Veterano. Später komplettierte Andrea Eichstedt die Besuchergruppe. Sie hatte die kleine Renée mitgebracht und blieb noch da, als wir schon wieder abgefahren waren. Das Kind war neben Landschaftsimpressionen ein dankbares Zeichenobjekt.

Fahrt in die Bretagne

Die Sommerferien nutzten wir, um ein paar Tage im Gehöft von M. Heuzey in Commes zu verbringen. Wir stellten uns vor, dort vier Km vom Strand entfernt einen Badeurlaub zu verbringen. Da unser Ziel in der Normandie lag, nahmen wir die Route der Anreise von Norden über die Niederlande und Belgien. Natürlich gab es ein Wiedersehen mit dem Müller-Kröller-Museum, wo wir diesmal besonders die Außenanlagen mit den Moore-Plastiken besichtigten, und in Amsterdam das Stedelijk, das Rijks- und das Van-Gogh-Museum. Unser Weg führte über Gent und Brügge, und wir überquerten die Seine-Mündung über den damals neuen „Pont de Normandie“ und quartierten uns in Commes ein, das nördlich von Bayeux liegt.

Als wir ankamen, regnete es in Strömen, und die Aussicht, beim Weiterfahren unter den Bedingungen im Zelt zu schlafen, schien uns nicht erstrebenswert. Dank Barbaras Französischkenntnissen erfuhren wir aus dem Transistorradio, dass weiter im Westen die Sonne schien. Also beschlossen wir, in die Bretagne zu fahren. Dabei lag der ‚Mont St. Michel‘ am Wege. Man konnte den Wagen an einem Parkplatz lassen und durch die engen steilen Gassen zur Kathedrale hinaufsteigen. Die nächste Station war schließlich St. Malo, ehe wir an der Küste zwischen Ploumanach und Tregastel bei Sonnenschein einen sehr gut gelegenen Zeltplatz an den rosa Granitfelsen der ‚Corniche Bretonne‘ fanden.

Der Zeltplatz war überragend, so dass ich mich noch gern an seinen Luxus erinnere, wie er mir nie wieder beim Zelten begegnet ist, darin bestehend, dass man unbegrenzt lange duschen konnte. Und begeistert war die hohe Felsenküste mit rund geschliffenen dynamischen Felsbildungen, die in Stufen nach unten führten. Deren Opfer war ich einmal, als ich am Strand unter einem Felsen saß und zeichnete. Als ich aufstand prallte ich mit dem Kopf dagegen, dass er dröhnte – glücklicherweise ohne Gehirnerschütterung. Als nach ein paar Tagen auch hier das Wetter unbeständiger war, machten wir uns auf den Weg ins Landesinnere.

Dabei kamen wir zu den monumentalen Kalvarienbergen, den Calvaires, vielfigurigen, zum Teil freistehenden Kreuzigungsgruppen, waghalsig aus dem vorhandenen Granit geschlagen. Sie waren fast immer Kirchen zugeordnet. Noch beeindruckender waren die unendlichen Menhir-Felder in der Nähe von Carnac.

Es ist immer noch ein Rätsel, wie die Leute vor 4500 Jahren bis zu vier Meter hohe Stelen in Reihen aufrecht hingestellt haben und dies in unzähliger Menge. Nachdem die Felder hinreichend abgeschritten waren, machten wir uns wieder auf die Suche nach einem Zeltplatz.

Unweit Carnac gibt es den ‚Golfe de Morbihan‘, eine beinahe ganz von Halbinseln umschlossene Bucht von ca. 40 km Durchmesser. Wir durchfuhren die ganze südliche Halbinsel und stießen auf drei Zeltplätze die alle nicht den Sauberkeitszustand wie den an der Nordküste aufwiesen. Aber wir entschieden uns für den mittleren. Von hier fuhren wir nochmals bis an das Ende unseres Landstreifens, um den Gezeitenhub zu erleben. Dass er an der französischen Atlantikküste sehr hoch ist, hatten wir schon am Strand bei Ploumanach festgestellt, wo man bei Ebbe kilometerweit bis zum Wasser gehen konnte. Hier nun ließ sich beobachten, wie das Wasser bei Flut durch die Lücke zwischen den Enden der Halbinseln von außen in den Golf eindrang. Es bildete eine Schwelle von ca. fünfzig Zentimetern Höhe. Obwohl das Wetter regnerisch war, unternahmen wir eine Bootsfahrt zu einer Insel in der Mitte des Golfs. Sonst konnte man hier nicht viel unternehmen, zum Baden war es zu kalt. Und zu allem Überfluss versuchte eine Wühlmaus den Zeltboden von unten anzuknabbern. Dies konnte ich nur verhindern, indem ich mit dem Holzpantoffel kräftig draufschlug. Die Leiche fanden wir, als wir das Zelt abbauten.

Statt hier die Zeit abzusitzen, entschieden wir uns, sie lieber für die Loire-Schlösser zu nutzen. Also passierten wir Nantes und fuhren von Angers direkt an der Loire entlang bis nach Saumur. Hier überragt der prächtige Bau des Schlosses aus dem 14. Jahrhundert die Stadt, der sich malerisch in der Loire spiegelt. Wir meinten, uns ein Andenken mitnehmen zu müssen und kauften einen Karton Rosé. Damals hatten wir einen VW-Variant mit Motor hinten unter dem Kofferraum. Leider hatten wir von dem Andenken nichts. Durch das Schütteln und die andauernde Motorwärme war der Wein, wie wir zu Hause feststellen mussten, verdorben und nicht mehr zu genießen.

Nach diesem Anfang in Saumur folgte eine ganze Reihe von Schlössern, von verschiedenen Königen errichtet, die jeweils sich ihren eigenen Regierungssitz errichtet hatten. Wir konnten sie freilich nicht alle besichtigen. Für uns war das Schloss von Amboise die nächste Station. Dies war der Sitz von Louis XI und hier war Katharina von Medici zu Gast gewesen. Es ist ein geschichtsträchtiger Ort,

im Jahre 1560 Zentrum einer Verschwörung von Hugenotten gegen Francois II, die aber aufflog. Aus Rache wurden 1200 Menschen an einem Teil des Schlosses gehenkt. Auf unsere Fahrt folgte Blois, dessen Erscheinung verschiedene Jahrhunderte prägten. Es war lange Sitz von Königen, bis Henry IV seine Regierung nach Paris verlegte.

Unweit von Blois liegt einer der Höhepunkte, nämlich das Schloss Chambord, das als größte Residenz an der Loire gilt. Der Bau wurde begonnen unter Francois I. Der weitläufige Grundriss stammt vermutlich von Leonardo da Vinci. Das Schloss ist ein Wunder vieler Türme, im Innern mit zwei gegenläufigen Treppen, in denen zwei Personen aufsteigen können ohne sich zu begegnen. Die vielen Turmhauben, Kaminkappen und Ziertürme auf den Dachterrassen muten orientalisches an. Ähnlich wie Chambord hat auch der Renaissancebau von Chenonceaux einen weiten gepflegten Ziergarten mit vielen Ornamenten aus Buchsbaum aufzuweisen.

Hier endete unsere Urlaubsfahrt, um auf der Heimfahrt Anne in Bièvre im ehemaligen Gärtnerhaus ihres verkauften Palasts zu besuchen, aber leider machte ihre Wohnung wie auch sie selbst einen trostlosen Eindruck. Ähnlich war auch die letzte Übernachtung. Wir landeten nach dem Besuch nordwestlich von Paris auf einem Zeltplatz bei einem Bauern. Leider fing es dort wieder an zu regnen, und wir mussten am nächsten Morgen das Zelt im hohen nassen Gras in strömender Nässe zusammenlegen. Barbara`s Reaktion: „ Nie wieder zelten!“, und dabei blieb es auch für die Zukunft.